

# Tödliches Vergessen



Connie Roters

# Tödliches Vergessen



*für meine Mutter*

# 1

Dunkelheit hatte sich über den fast menschenleeren Park gelegt. Ein feiner Sprühregen hüllte ihn in feuchten Nebel. Die Frau irrte orientierungslos über die Wege und die Wiesen, blickte immer wieder nach oben in die kahlen Äste, die sich kaum noch von dem dunklen Himmel abhoben. Dann blieb sie stehen, stocherte mit der Spitze ihres Regenschirms im nassen Laub, spießte ein paar Blätter auf, zog sie wieder ab und ließ sie fallen, ging weiter und stoppte schließlich vor einer gewaltigen Eiche. Sie bückte sich schwerfällig, tastete mit beiden Handflächen den Boden ab, schob das Laub mal auf die eine, mal auf die andere Seite, grub sich dann eine kleine Kuhle und setzte sich hinein. Eine kalte Böe erfasste sie, ließ sie schauern und die zerlöchernte schwarze Strickjacke enger um den mageren Körper ziehen. Mit ausgestrecktem Arm stemmte sie die rechte Hand fest in den Boden und glitt vorsichtig auf die Seite. Ein nasses Blatt kitzelte ihr Ohr. Sie kicherte leise. Unbeholfen drehte sie sich auf den Rücken und blickte in den nachtkalten Himmel. Zusammenhangslose Bilder huschten durch ihren Kopf, Bilder von einem Haus mit Zimmern und einem grünen Rasen, auf den die Sonne schien, Bilder von einem Auto, das auf sie zufuhr und von einem Mann in einem grauen Lodenmantel, der sie wohlwollend anlächelte. Sie schloss die Augen, tauchte ein in die verworrenen Erinnerungen, spürte das feuchtkalte Laub nicht mehr und auch nicht den Regen, der jetzt stärker geworden war. Sie träumte sich in ein warmes Zimmer an einen Tisch, gedeckt mit einer Tasse

heißem Kakao und einem blau-weißen Teller, auf dem ein Marmeladenbrot lag.

Plötzlich durchkreuzten Schritte ihre Bilder. Sie riss die Augen auf und starrte in einen blauen Regenschirm.

\* \* \*

Trübes Laternenlicht drang durch die halb geöffneten Vorhänge seines Zimmers. Hauptkommissar Stefan Breschnow fixierte den alten Holzschrank, der einmal sein Depot gewesen war. Er sehnte sich nach einem Bier und einem Schnaps, sehnte sich nach seiner Stammkneipe. Durch die geschlossene Zimmertür hörte er seine Schwester Iris am Telefon lachen. Er drehte sich zum Fenster und schloss die Augen. Aber auch in dieser Nacht wollte der Schlaf nicht kommen. Die Dämonen, die er sonst weggetrunken hatte, versperrten ihm den Weg.

Breschnow warf sich noch ein paarmal hin und her, öffnete und schloss die Augen, versuchte, sich zu entspannen, atmete tief ein und aus, so wie er es in der Reha gelernt hatte, fand sich albern und beschloss, einen Spaziergang zu machen. Er setzte sich auf, zog Hose, Hemd und die schweren Stiefel an, griff sich die Jacke, öffnete leise die Zimmertür und spähte in den kleinen Flur. Seine Schwester telefonierte noch immer, ihre Tür war nur angelehnt und er schlich sich daran vorbei.

Wie ein Dieb, dachte er. In meiner eigenen Wohnung. Zitternd griff er nach den Schlüsseln, die am Board hingen. Sie rutschten ihm aus der Hand und knallten auf das Laminat.

Iris schoss aus ihrem Zimmer. „Wo willst du hin?“

Breschnow zuckte mit den Schultern.

„Ich wette, du willst zu Rosie!“

„Kann nicht schlafen“, brummte er.

„Dann nimm eine Tablette.“

„Ich dachte, ich mache lieber einen kleinen Spaziergang.“  
„Und schaust mal ganz zufällig in deiner alten Stammkneipe, was deine Saukumpane so machen?“

Breschnow hob die Schlüssel auf und blaffte: „Hast du es dir jetzt zur Lebensaufgabe gemacht, über mein Trockensein zu wachen?“

„Reiner Selbsterhalt“, antwortete Iris. „Ich habe ein Kind und keine Kohle und kann umsonst bei dir wohnen. Wenn du wieder anfängst zu trinken, versäufst du vielleicht auch deine Eigentumswohnung.“ Sie lächelte versöhnlich. „Komm, zieh deine Schuhe wieder aus und wir setzen uns in die Küche. Ich koche uns einen Tee.“

Breschnow rührte sich nicht.

Sie legte ihre Hände aneinander und deutete eine Verbeugung an: „Bitte großer Bruder, tu mir und dir den Gefallen.“

Breschnow grinste nur, drehte sich zur Wohnungstür und legte die Hand auf die Klinke.

„Drei Monate Entzugsklinik, Stefan! Frühstück um acht, davor körperliche Ertüchtigung im Wald, regelmäßige Therapiegespräche, Licht aus um zehn. Deine Haare sind dabei grau geworden.“ Sie schüttelte den Kopf. „Du hast dich so gequält. Soll das jetzt alles umsonst gewesen sein?“

Unschlüssig betrachtete Breschnow die Tür und dann seine zitternde Hand auf der Klinke. „Ich will doch nur spazieren gehen.“

„Wer's glaubt, wird selig“, schnaubte Iris, drehte sich um und ging zurück in ihr Zimmer.

Breschnow öffnete die Wohnungstür, blickte in das dunkle Treppenhaus und erinnerte sich an die verordnete Bewegung. Drei Monate lang jeden Morgen um halb sieben zuerst die Treppen hinunter und dann eine halbe Stunde im Trab durch den Wald.

Ich bin traumatisiert, dachte er. Wenn ich eine Treppe sehe, denke ich sofort an Frühsport.

Behutsam schloss er die Tür, hängte den Schlüssel zurück, ging zum Zimmer seiner Schwester und sagte: „Tee wäre prima.“

\* \* \*

Um kurz nach zehn drängten sich die letzten Nachzügler durch die Tür der Obdachlosenunterkunft. Die Kälte und der eisige Regen trieben sie herein. Jan Stremer hatte Mühe, sie schnell genug auf die Schlafräume zu verteilen. Zwei für die Männer, einer für die Frauen, dreißig Plätze insgesamt. Er hoffte, dass seine Kollegin Zofia bei der Aufnahme sorgfältig Buch geführt und nicht wieder mehr Bedürftige hereingelassen hatte, als es Betten gab. Aus den Augenwinkeln sah er zwei ganz in schwarz gekleidete Männer sich gegenseitig schubsen und rief ihnen zu, Ruhe zu geben. Einer der beiden drehte sich leicht schwankend um und streckte ihm seinen Mittelfinger entgegen. Jan ging zu ihm hin und forderte ihn auf, die Einrichtung umgehend zu verlassen. Der Mann johlte nur, aber als Jan mit der Polizei drohte, gab er klein bei. Der andere verschwand in dem ihm zugewiesenen Zimmer, wo Jan ihm die Regeln vorlas.

„Einlass um zwanzig Uhr. Abendessen und Tee. Nachtruhe um zweiundzwanzig Uhr. Keine Randalen, kein Alkohol. Frühstück um acht.“

Um neun mussten alle wieder gehen. Dann kam die Putzkolonnie und beseitigte die Spuren der Nacht, das Erbrochene, die Spucke, das Blut und den Eiter der schlecht verheilten Wunden. Jan wollte nicht mit ihnen tauschen.

Hysterische Schreie aus dem Frauenwaschraum rissen ihn aus seinen Gedanken. Er spurtete über den Flur, bevor die



ersten Neugierigen ihn verstopfen konnten. Zwei Nachtgäste hatten sich ineinander verkeilt und versuchten, sich gegenseitig die Haare auszureißen. Das taten die beiden fast jeden Abend, wenn sie im Winter hierherkamen. Dennoch freute sich Jan, sie zu sehen, freute sich, dass sie noch lebten. Martha und Hilde waren ein Paar, unzertrennlich auf der Straße, aber sobald sie geschlossene Räume betraten, wurden sie aggressiv. Jan schätzte sie auf höchstens vierzig. Weswegen sie auf der Straße lebten, wusste er nicht.

Entschlossen betrat er den Waschraum und trennte die Streithennen, schob beide in den Schlafrum, die eine in die rechte und die andere in die linke Ecke, so weit voneinander entfernt, wie es der Raum zuließ. Sie würden nachher wieder zueinander schleichen und morgen früh würde er sie eng umschlungen in einem Bett vorfinden.

„Ich schließe jetzt!“, rief ihm seine Kollegin vom Einlass zu. „Es sind aber noch einige draußen.“

„Soll ich nach vorne kommen?“, fragte Jan.

„Nein. Ich glaube, heute gibt's keine Randalé.“

Der letzte Obdachsuchende, der eingelassen und von seiner Kollegin persönlich hereingeführt wurde, war der alte Mann, der mittlerweile jeden Abend kam. Sie hielten immer ein Bett für ihn frei, denn wenn er auftauchte, konnte er sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten. Jan übernahm ihn im Flur, griff seinen knöchigen Ellenbogen, führte ihn zu dem freien Bett und half ihm, sich auszuziehen. Mit jedem abgelegten Kleidungsstück schien der Mann mehr zu verschwinden, so dünn war er in den letzten Wochen geworden. Aber als Jan ihm aus dem langärmeligen Unterhemd helfen wollte, schlug der Alte mit erstaunlicher Kraft um sich.

Dasselbe Spiel wie jeden Abend, dachte Jan, half seinem Schützling ins Bett und hoffte, dass er auch diese Nacht überleben würde.

Eine Viertelstunde später war es ruhig in der Obdachlosenunterkunft, nur ab und zu erklang ein Schnarchen, Husten oder Stöhnen. Jan ging ins Büro, schaltete die Kaffeemaschine ein und fragte sich, warum Charlotte und ihre stumme Freundin nicht gekommen waren. Er sorgte sich um die beiden. Vorgestern hatte er ihnen die Betten fünf und sechs zugewiesen. Zu seinem Erstaunen war die sonst so begriffsstutzige Freundin sofort auf das richtige Bett zugegangen, aber Charlotte hatte im Flur verharret und ihn ausdruckslos angestarrt. Erst, als er sie sanft an den Schultern gegriffen und in das Zimmer geschoben hatte, war das freundliche Lächeln in ihr Gesicht zurückgekehrt.

Jan vermutete eine beginnende Demenz, rekapitulierte was er darüber gehört und gelesen hatte und ließ die letzten zwei Monate vor seinem inneren Auge Revue passieren: Charlotte war extrem vergesslich geworden. Auch ihre Freundin schien mit jeder Woche verwirrter. Die klaren Momente wechselten immer schneller mit denen des dumpfen Vergessens ab. Er fragte sich, ob er eingreifen musste, fand wieder keine Antwort darauf und trat hinaus in den Flur. Langsam ging er an den Zimmern vorbei, lauschte und gesellte sich schließlich zu seiner Kollegin, die draußen unter dem Vordach eine E-Zigarette rauchte.

„Du solltest auch umsteigen“, sagte Zofia.

Jan liebte ihren polnischen Akzent. Er zog das zerknitterte Zigarettenpäckchen aus seiner Hosentasche und zündete sich eine an.

„Das sagst du mir jedes Mal. Aber ich mag mein Nikotin. Außerdem ist noch gar nicht bewiesen, ob E-Zigaretten nicht doch schädlich sind.“ Er inhalierte demonstrativ genießend und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher entweichen. „Sag mal, als du zugemacht hast, waren da Charlotte und ihre Freundin bei denen, die noch rein wollten?“

„Nein. Gesehen habe ich die beiden nicht.“ Sie grinste. „Hab gehört, dass du ein Auge auf Charlotte geworfen hast. Bist doch nicht etwa pervers? So wie Harold und Maude?“

„Ey, spinn hier nicht rum! Ich Sorge mich um sie. Ich glaube, sie verliert langsam den Verstand. Kannst du dir vorstellen, wie das ist, dement in der Stadt herumzuirren und sich einen Schlafplatz suchen zu müssen?“

„Nein. Will ich auch gar nicht. Vielleicht ist in dem Fall die Vergesslichkeit auch gut. Dann kriegt sie wenigstens nicht mehr mit, in welcher Scheiße sie steckt.“

„Das ist doch nicht dein Ernst, oder?“

„So oder so, lass das Elend nicht so nahe an dich ran. Du weißt doch: Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied.“ Sie deutete mit dem Daumen hinter sich. „Und die da hinten haben vielleicht nicht so gut geschmiedet.“

„Jeder ist seines Glückes Schmied“, wiederholte Jan. „Woher hast du denn den Quatsch?“

„Von meinem Großvater und der ist ein schlauer Mann.“

Jan zertrat seine Kippe auf dem Asphalt und ging zurück ins Haus.

Zofia hob die E-Zigarette hoch und rief ihm hinterher: „Abfall gibt's bei der auch keinen. Solltest es wirklich mal versuchen.“

\* \* \*

## 2

Kommissarin Abigail Delego eilte die Treppen hinunter in die Tiefgarage ihrer neuen Wohnung in Charlottenburg und betätigte den Lichtschalter. Das grelle Neonlicht schmerzte in ihren Augen. Sie blinzelte, stemmte sich gegen die schwere Stahltür, betrat das nach Benzin riechende Gewölbe und klopfte dem treuen Lancia zur Begrüßung aufs Dach.

Auf der Fahrt rekapitulierte sie noch einmal das Telefonat mit dem Kollegen, erreichte zwanzig Minuten später den Columbiadam und stoppte kurz hinter der Sportanlage an der Hasenheide. Ein Uniformierter schoss auf sie zu und bedeutete ihr, weiterzufahren. Delego wies sich als Kommissarin der Mordkommission aus, ließ sich den Weg zum Fundort erklären, betrat den dunklen Park und orientierte sich an den blinkenden Lichtern der Streifenwagen, die sie zu einer Wiese hinter einem kleinen Teich führten. Das Blau der Sirenen brach sich im aufsteigenden Nebel, der über dem feuchten Grün in der Morgendämmerung hing. Sie begrüßte die Kollegen, ließ sich eine Taschenlampe geben und steuerte einen Baum auf der bereits weiträumig abgesperrten Wiese an. Einer der Uniformierten begleitete sie.

„Bist ja immer noch nicht gewachsen, Delego“, frotzelte der blonde Hüne.

Die Kommissarin streckte sich zu ihm hoch.

„Frage mich immer wieder, wen du bestochen hast, dass sie dich überhaupt bei uns genommen haben.“

„Das hat nichts mit meiner Körpergröße zu tun“, hielt

Delego dagegen, „sondern mit meiner schwarzen Hautfarbe und meinem außergewöhnlich scharfen Verstand.“

Zwei Meter vor dem Fundort blieb sie stehen und deutete auf einen blauen Schirm. „Hast du den dorthin gestellt?“

Der Hüne tippte sich an die Stirn, drehte sich wortlos um und ging zurück zum Streifenwagen.

Obwohl die Morgendämmerung bereits eingesetzt hatte, erhellte sie den Fundort nur schwach. Delego zog ihre Taschenlampe aus der Jackentasche, ließ sie über den Boden gleiten und trat näher heran. Vor ihr, ins feuchte Laub gebettet, lag eine Frau auf dem Rücken, die Arme und Beine ausgestreckt, den Kopf leicht zur linken Seite gedreht. Ihre rechte Hand war zur Faust geballt, als ob sie versucht hätte, etwas festzuhalten. Was, das konnte Delego nicht erkennen. Die Kleidung der Toten war verschlissen und unangemessen dünn für diese Jahreszeit. Neben ihrem Kopf steckte ein aufgespannter, blauer Regenschirm in der weichen Erde, als hätte er ihr Gesicht vor dem Regen der Nacht schützen sollen. Delego trat noch näher heran und ließ das Taschenlampenlicht mehrmals über den mageren Körper gleiten. Dann ging sie neben dem Schirm in die Hocke und betrachtete das Gesicht der Toten. Ihre Augen waren geschlossen, der aufgeklappte Kiefer gab den Blick in den Rachen frei. Die Haut spannte über den Gesichtsknochen, das fisselige graue Haar klebte feucht an ihrer Stirn.

Delego fragte sich, ob die Frau sich selbst dieses Nest gebaut hatte, ob sie hierhergekommen war, um zu sterben. Sie griff nach ihrem Handy, fotografierte das Antlitz und sendete die Aufnahme zur Identifizierung ins Büro. Danach verständigte sie die Spurensicherung und die Rechtsmedizin, betrachtete die Tote noch einmal und ging zurück zu den Uniformierten, die mit verschränkten Armen am Auto lehnten.

„Habt ihr irgendetwas angefasst oder verändert?“

„Bloß weil wir Uniformen tragen, sind wir nicht blöd, Fräulein Kommissarin“, antwortete der Hüne.

Delego lächelte und tippte sich an die Stirn. „Und immer schön mitdenken und die Stellung halten.“

Dann ging sie zurück zum Columbiadam, um auf die Kriminaltechniker zu warten.

\* \* \*

Breschnow taumelte zur Toilette, das vierte Mal in dieser Nacht. Der Tee drückte ihm auf die Blase. Er kroch zurück ins Bett, versuchte noch einmal einzuschlafen, aber die Toten seines dreißigjährigen Arbeitslebens ließen es nicht zu. Manchmal erschienen sie allein und erinnerten ihn daran, dass er sie nicht hatte retten können. In anderen Nächten zeigten sie sich zusammen und starrten ihn schweigend an. All die Jahre hatte er sie in Alkohol ertränken können und dadurch in Schach gehalten. Wie er sie jetzt loswerden sollte, war ihm ein Rätsel. Sie bedrohten sein Trockensein und er war froh, dass seine kleine Schwester auf ihn aufpasste, auch wenn er das ihr gegenüber nie zugeben würde.

Als sein jüngster Dämon sich auf sein Bett setzte, gab er den Kampf zu schlafen endgültig auf und schlurfte in die Küche. Es roch nach frisch aufgebrühtem Kaffee und nach Kakao. Iris hatte den Frühstückstisch für sich und Mona gedeckt. Zwei Teller, zwei Tassen, zwei Messer und zwei Löffel. Nur sein Platz war leer. Er stellte ein Gedeck dazu und setzte sich.

Seine Nichte Mona stürmte in die Küche. Ihre lockigen Haare waren noch nass von der morgendlichen Dusche. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn auf die unrasierte Wange. Dann schob sie ihren Stuhl ganz nah neben seinen, setzte sich und griff nach der Tasse mit dem heißen Kakao.

„Ich habe heute Rechnen in der Schule“, verkündete das Kind und begann laut zu zählen.

Breschnow grinste und trank einen Schluck Kaffee.

„Du bist schon wach?“, fragte Iris. „Ich dachte, du musst heute erst später los. Deswegen habe ich dich nicht geweckt.“ Sie hielt kurz inne. „Dein erster Arbeitstag nach der Reha. Bist du aufgeregt?“

Breschnow schüttelte den Kopf. Seine Schwester stöpselte den Fön in die Steckdose, trat hinter ihre Tochter und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

„Ich will aber, dass meine Haare so trocknen“, wand sich Mona unter ihrem Griff.

„Es ist kalt draußen und ich möchte nicht, dass du krank wirst“, widersprach Iris und stellte das Gerät an.

Breschnow hielt sich die Ohren zu. Mona lachte und tat es ihm gleich. Iris verdrehte die Augen, schmunzelte aber.

Als wieder Ruhe herrschte, erhob sich Breschnow und schenkte sich noch einen Kaffee ein. Iris griff nach einer Scheibe Brot und kratzte eine dünne Schicht von der harten Butter ab.

Mona beobachtete sie. „Ich möchte, dass Onkel Stefan mir heute mein Pausenbrot schmiert.“

Breschnow beugte sich vor und griff nach dem Brettchen, das seine Schwester ihm gerne überließ.

„Käse oder Wurst?“, fragte er.

„Marmelade“, antwortete Mona.

Breschnow schüttelte den Kopf. „Das gibt nur Schweinkram in deiner Brotdose. Käse oder Wurst.“

„Dann eben Käse“, gab seine Nichte klein bei.

„Ich habe noch Zeit, bevor ich in die Dienststelle muss. Ich könnte Mona in die Schule bringen.“

„Das wäre schön“, sagte Iris. „Dann gehe ich derweil einkaufen. Irgendwelche Wünsche für das Abendessen?“

„Pizza“, rief Mona.

„Hatten wir erst gestern.“

„Da hatten wir Salami. Heute essen wir Schinken.“

„Heute nicht, vielleicht morgen wieder.“

„Dann Pudding als Nachtisch“, versuchte es die Kleine erneut, sprang auf und rannte ins Bad. Iris verdrehte die Augen und folgte ihr.

Breschnow blieb noch eine Weile sitzen, ließ den Blick über den Frühstückstisch schweifen und war froh, dass die beiden jetzt bei ihm wohnten. Sie lenkten ihn von dem ständigen Grübeln ab und von dem quälenden Verlangen, sich zu betrinken.

Iris und Mona waren noch vor seiner Reha von Hamburg zurück nach Berlin gezogen, und weil seine Schwester keine Arbeit hatte und damit keine Chance auf dem angespannten Wohnungsmarkt, waren sie in seiner leerstehenden Wohnung gelandet. Er hatte zu der Zeit in einer Laube an der Ostsee gehaust, hatte die Distanz zu Berlin gebraucht, weil er sich schuldig fühlte am Tod einer jungen Journalistin, die bei einer Schießerei während eines Dienstesatzes zwischen die Fronten geraten war. Damals hatte er sich zu Tode saufen wollen, aber seine Schwester hatte ihn nicht in Ruhe gelassen und ihn genötigt, sich seiner Schuld zu stellen und seine Sucht zu bekämpfen. Und dafür war er ihr heute wirklich dankbar.

Breschnow stand auf und ging in sein Zimmer, zog sich an und informierte Iris, dass er draußen auf Mona warten würde.

Auf der Straße zündete er sich eine Zigarette an und sog gierig den Rauch in die Lunge. Wenigstens das war ihm geblieben. Das Nikotin und der Kaffee. Zwei Gifte, die ihn einigermaßen gut durch die Tage brachten.

Fünf genüssliche Züge später schoss seine Nichte aus der



Tür. Breschnow griff ihre kleine Hand und ging mit ihr zur nahegelegenen Bushaltestelle.

\* \* \*

Delego entdeckte den grauen Transporter der Spurensicherung in der stetig vorbeiziehenden Autoschlange und winkte. Der Wagen stoppte in zweiter Reihe, der Fahrer schaltete die Warnblinkleuchte an und stieg aus, um die hintere Tür zu öffnen.

„Bist du allein gekommen?“, fragte die Kommissarin überrascht.

Der Mann nickte und hielt ihr die rechte Hand hin. „Moritz Schneider. Ich bin neu im Team. Wir kennen uns noch nicht.“

„Abigail Delego. Mordkommission.“

Sie schüttelten sich die Hände.

„Der Chef kommt gleich. Er wollte lieber sein eigenes Auto nehmen, will danach noch woanders hin. Irgendwas Privates.“

Schneider griff nach einem schweren Metallkoffer und stellte ihn auf den Bürgersteig. Dann sah er hinauf zum grauen Himmel, murmelte etwas von Regen, öffnete die hintere Schiebetür und reichte Delego ein zusammengewickelt Zelt und einen Scheinwerfer. Es folgten eine blaue Plastiktasche mit Schutzkleidung und eine weitere mit Instrumenten. Ein silberner Opel stoppte neben dem Spurensicherungsfahrzeug, entließ eine kleine, mollige Frau in einer roten Jacke, fuhr wieder an und parkte dreißig Meter weiter. Delego begrüßte die Rechtsmedizinerin und winkte dem Leiter der Spurensicherung zu, der sich mit schnellen Schritten näherte.

„Moin, moin, die Herren und die Damen. Wen haben wir, was brauchen wir und wonach suchen wir?“, fragte Manfred Fischer und deutete mit seiner rechten Pranke zum Park.

„Die Tote ist eine ältere Frau und ich schätze, dass sie noch nicht lange dort liegt“, antwortete Delego. Die beiden Männer nahmen je einen Koffer und die Tasche, während die Rechtsmedizinerin zu den Uniformierten eilte, die immer noch an ihren Fahrzeugen lehnten.

„Wann wurde die Tote gemeldet?“

„Gegen fünf Uhr heute Morgen. Ein anonymes Anruf in der Zentrale. Die Diensthabe konnte noch nicht mal sagen, ob es ein Mann oder eine Frau war. Hat den Anruf nicht ernst genommen, hat gedacht, dass mal wieder jemand einen schlechten Scherz auf unsere Kosten macht, hat uns aber trotzdem hierhergeschickt.“

„Gut, dass sie das getan hat“, sagte Monika und drehte sich Delego zu. „Leitest du die Ermittlung?“

Die Kommissarin zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Ich war die Einzige, die heute Morgen erreichbar war. Drass hat Urlaub, Regina ist krank und Breschnow kommt zwar heute wieder zum Dienst, aber ich glaube kaum, dass der Oberste ihm sofort die Leitung eines neuen Falls übertragen will.“

„Weiter geht’s, meine Damen. Schnacken könnt ihr nachher noch“, drängelte Manfred augenzwinkernd, ließ den Strahl seiner starken Taschenlampe über das feuchte Gras gleiten und betrat die Wiese. Er näherte sich der Toten in einer geraden Linie, blieb immer wieder stehen und untersuchte den Boden nach Fußabdrücken, Kippen oder Abfall. Kurz vor der Leiche stoppte er und begann dieselbe Prozedur ein zweites Mal. Dann winkte er seinen Mitarbeiter heran und gemeinsam entrollten sie eine schmale Plastikplane. Die Rechtsmedizinerin trat einen Schritt vor.

Manfred bedeutete ihr, noch zu warten. „Du kannst gleich ran, aber vorher will ich den Boden direkt um die Frau absuchen.“

Der Spurensicherer umrundete die Leiche im Uhrzeigersinn, leuchtete das nasse Laub ab, hob immer wieder etwas auf und ließ es in den Spurensicherungsbeuteln, die ihm sein Mitarbeiter hinhielt, verschwinden. Danach gab er der Rechtsmedizinerin grünes Licht. Monika zog sich die Kapuze des Ganzkörperoveralls über ihre Haare und Schutzhandschuhe und griff nach ihrem Koffer. Sie stellte ihn auf der Plane neben der Toten ab und entnahm die Kamera.

„Wo ist deine Assistentin?“, erkundigte sich der Kriminaltechniker.

„Krank. Und eine Vertretung gibt es auch nicht. Aber ich schätze, morgen wird sie wieder fit sein.“

„Immer dasselbe“, murmelte Manfred. „Wir haben einfach zu wenig Leute.“

Monika zuckte die Schultern, umrundete langsam den Körper, fotografierte jedes Detail, trat dann zurück auf den Rasen und lichtete den gesamten Fundort ab. Sie deutete auf den Schirm. „Hast du so etwas schon mal gesehen?“

Manfred schüttelte den Kopf.

Die Rechtsmedizinerin deutete auf die rechte Hand der Toten. „Sieht aus, als ob sie etwas in ihren Fingern hält.“

Sie fotografierte die Faust von allen Seiten, stellte die Kamera ab, wechselte die Handschuhe und griff nach dem Diktiergerät. Dann nannte sie das Datum, die Uhrzeit und die anwesenden Personen.

„Der Fundort ist die Hasenheide, südwestlicher Teil des Parks, in der Nähe des Teiches. Die Tote ist eine Frau, schätzungsweise in den Sechzigern. Sie liegt auf dem Rücken in einem Laubbett, ist voll bekleidet, trägt eine schwarze Strickjacke, eine dunkelgraue Stoffhose und weiße Turnschuhe.“

Die Rechtsmedizinerin schob die Jackenärmel an beiden Armen etwas hoch. „Die Unterarme der Toten sind unverletzt, die rechte Hand ist zur Faust geballt, die linke geöffnet.“

Sie bat Manfred um Hilfe, die Frau in die Seitenlage zu drehen, warf einen kurzen Blick auf das Laubbett, tastete den Körper ab, zog die Hose herunter und maß die Rektaltemperatur. Dann legten sie die Tote wieder auf den Rücken.

„Wann ist sie gestorben?“, fragte Manfred.

„Der Körpertemperatur nach zu urteilen gegen Mitternacht.“

Monika richtete sich auf, verstaute das Diktiergerät in ihrer Jackentasche und winkte Delego heran.

„Woran ist sie gestorben?“, fragte die Kommissarin.

„Es gibt keine äußeren Verletzungen, die Kleidung ist intakt, keine Messerstiche oder Schussdurchschläge. Deswegen werde ich dir die Frage erst nach der Obduktion beantworten können.“

„Und der blaue Schirm?“

„Er hat ihr Gesicht vor dem Regen der Nacht geschützt. Mehr kann ich dir im Moment nicht dazu sagen.“

„Vielleicht wollte sie noch einmal einen blauen Himmel sehen, bevor sie starb“, murmelte Delego, zog ihr Handy aus der Tasche und machte eine Aufnahme. „Ihre rechte Hand ist zur Faust geballt. Konntest du sehen, ob sie etwas festhält?“

Monika schüttelte den Kopf.

„Es könnte aber wichtig sein“, beharrte Delego. „Kannst du nicht wenigstens versuchen, die Faust zu öffnen?“

Monika ging wieder in die Hocke, betastete die Hand der Toten sorgfältig und hob sie leicht an. „Fortgeschrittene Leichenstarre. Keine Chance, die Finger einfach so zu brechen, ohne vielleicht Spuren zu zerstören. Aber ich kann etwas anderes versuchen.“ Sie bat Manfred um eine sehr schmale Taschenlampe und leuchtete in den engen Spalt der Faust.

„Ich sehe keinen Gegenstand, aber es gibt kleine, dunkle Flecken auf der Haut. Leider kann ich es nicht richtig erkennen.“ Sie sah Delego an. „Aber es könnten Buchstaben sein.“

Bring sie mir einfach so schnell wie möglich in die Rechtsmedizin.“

\* \* \*

Breschnow überließ seine Nichte der Lehrerin und stieg hinab in die U-Bahn. Der erste Zug, der einfuhr, platzte aus allen Nähten. Dennoch drängten sich einige Fahrgäste hinein, bevor sich die Türen schlossen. Er wartete den nächsten ab, der drei Minuten später kam. Hier standen die Leute nicht ganz so dicht und er schob sich in den Waggon. Um sich wenigstens gedanklich der Enge zu entziehen, starrte er unentwegt auf den Bildschirm, der in Dauerschleife Schlagzeilen und Werbung produzierte. Dann leerte sich das Abteil und er setzte sich neben eine junge Frau, die ein Buch in der Hand hielt und darin las.

Gedruckte Worte, dachte er und fühlte sich sofort wohl. Während der Reha hatte er einige neue Gedichte geschrieben, sich aber noch nicht entschieden, ob er seinem Freund Paul davon erzählen sollte. Der würde bestimmt auf eine Lesung in seinem Literatursalon bestehen, aber Breschnow war noch nicht dazu bereit. Außerdem war seine Gedankenquelle mittlerweile wieder versiegt. Seit er in Berlin war, hatte er noch kein einziges Wort geschrieben. Die Stadt, seine einstige Muse, war zu einer Sperre in seinem Kopf geworden.

„Rehalyrik für Alkoholiker funktioniert hier nicht“, murmelte er.

Die Frau blickte von ihrem Buch auf. Breschnow versuchte ein Lächeln und war froh, an der nächsten Station aussteigen zu müssen. Langsam schob er sich mit den anderen Stufe für Stufe hoch ins Tageslicht. Überall Autos, Stoßstange an Stoßstange. Es stank fürchterlich. Breschnow hielt die Luft an. Seit der Reha hatte sich sein Geruchssinn verändert, war

jetzt übersensibel und verstärkte alles. Unpraktisch, wenn man in einer Großstadt lebte.

Breschnow ging an der Markthalle vorbei und die Friesenstraße bis zur alten Backsteinkaserne hoch. Ihr Anblick wärmte sein Herz. Gemächlich umrundete er das Gebäude, warf immer wieder einen Blick auf das Gelände dahinter, stellte erfreut fest, dass sich seine Dienststelle nicht verändert hatte, bog in die Golßener Straße ein und blieb bei dem Wachhabenden an der Schranke stehen. Er kannte den Mann, er hatte sich einmal mit ihm in der Kantine unterhalten. Ein Mannschaftswagen verließ den Parkplatz, ein zweiter folgte. Breschnow setzte seinen Weg fort, betrat seine Abteilung durch die Hintertür, sog den vertrauten Geruch nach Linoleum ein und stieg die Treppen hinauf. An der Glastür verharnte er einen Moment lang und genoss den vertrauten Blick in den langen Flur mit dem blauen Bodenbelag. Er hörte Torsten Schmitt auf der Tastatur herumhacken und das wohlbekannte Geräusch machte ihm schlagartig bewusst, wie sehr ihm seine Arbeit gefehlt hatte. Breschnow blieb noch eine Weile stehen, sah seinen Kollegen gedankenverloren aus dem Büro treten, den Flur überqueren und im Besprechungsraum verschwinden. Dann gab er sich einen Ruck und folgte ihm. Schmitti stand mit dem Rücken zur Tür an der kleinen Küchenzeile und goss sich Kaffee ein.

„Kann ich auch einen haben?“, fragte Breschnow.

Der Computerfachmann drehte sich zu ihm um und lächelte. „Schön, dich zu sehen. Du kommst gerade richtig. Wir haben eine tote Frau in der Hasenheide. Trinkst du deinen Kaffee immer noch schwarz?“

„Immer noch schwarz“, antwortete Breschnow.

„Delego ist bei der Leiche. Aber sie müsste bald zurück sein. Dann gibt's 'ne Dienstbesprechung.“ Er hielt kurz inne. „Wie geht es dir?“

„Gut“, antwortete Breschnow. „Bin froh, dass ich wieder arbeiten kann.“

Schmitti reichte ihm die Tasse: „Wirklich prima, dass du zurück bist.“

„Gibt es mein Büro noch? Oder hat es jemand übernommen?“

Der Computerfachmann lachte. „Alles unverändert. In die verqualmte Bude geht doch niemand freiwillig.“

Breschnow grinste. „Wisst ihr schon was über die Tote?“

„Wenig, um nicht zu sagen, gar nichts. Sie hatte keine Papiere bei sich. Delego hat mir ein Foto geschickt, aber das Gesichtserkennungsprogramm hat bisher noch keinen Treffer gemeldet.“

Breschnow nickte, nippte an seinem Kaffee, verließ den Besprechungsraum und steuerte die Tür am Ende des Flurs an. Seit vier Monaten hatte er sein Büro nicht mehr betreten, war drei Monate in der Reha gewesen und davor einen Monat am Meer. Sein obdachloser Freund Willy hatte ihn begleitet. Sie hatten gesoffen und Spaß gehabt. Und nachdem Willy gegangen war, hatte er mit seinen Dämonen weitergetrunken, bis Iris gekommen war.

Breschnow drückte die Klinke, hielt sie noch einen Moment lang fest und öffnete die Tür. Das Zimmer roch nach Raumspray und starken Reinigungsmitteln, die aber den Nikotingeruch nicht völlig überdecken konnten. Breschnow öffnete das Fenster, zündete sich eine Zigarette an und ließ den Blick langsam durch den Raum gleiten. Jemand hatte seinen Schreibtisch aufgeräumt. Auf der rechten Seite stapelten sich alte Zeitungen, Notizen und Papiere, die nicht in die Akten sortiert wurden, die linke war leer. Breschnow ging zum Regal und schob vorsichtig zwei Ordner auseinander. Das Versteck für die Flasche Schnaps, die er immer in Reichweite gebraucht hatte, war leer. Er setzte sich an den Schreibtisch und öffnete die Schublade. Auch der Flachmann

war verschwunden. Stattdessen lagen drei sauber angespitzte Bleistifte und zwei blaue Kugelschreiber neben einem Notizblock, von dem ein handgezeichneter Smiley zu ihm hochlächelte. Breschnow schmunzelte und tippte auf Delego, war froh, dass sie es gewesen war, die aufgeräumt hatte. Er stellte sich wieder ans Fenster, nahm noch einen tiefen Zug, schnippte die Kippe hinaus auf den grauen Asphalt des Parkplatzes und eilte zum Büro seines Kollegen.

„Wo genau liegt die Tote?“

Schmitti rief sich ein Kartenprogramm auf den Bildschirm und navigierte sich durch den Park. Dann blieb er mit dem Cursor am rechten Bildrand stehen. „Ungefähr hier.“

„Ich sehe es mir mal an“, entschied Breschnow.

„Delego ist wahrscheinlich gleich zurück und zeigt uns die Fotos und die Kriminaltechniker haben bestimmt alles gefilmt.“

„Das reicht mir nicht. Ich muss den Fundort selbst sehen. Und das Opfer am besten auch. Sag Delego, ich komme danach wieder her.“

Er eilte hinaus ins Freie, zündete sich die nächste Zigarette an und marschierte in Richtung Hasenheide, die nur zehn Minuten entfernt lag. Als er den Leichenwagen und das Fahrzeug der Rechtsmedizin am Parkeingang stehen sah, rannte er los, erreichte keuchend die Männer, die die Bahre trugen, nannte seinen Namen und seinen Dienstgrad und verlangte, die Leiche zu sehen. Danach ließ er sich den Weg zum Fundort erklären und eilte weiter.

Die Rechtsmedizinerin bemerkte ihn als erste und winkte ihn heran. „Du kommst leider zu spät, aber schön, dass du wieder im Dienst bist.“ Sie berührte ihn sanft am Arm. „Was ist denn mit deinen Haaren passiert?“

Breschnow strich sich über die kurzen grauen Locken. „Wo ist Delego?“



„Sie ist gerade eben erst aufgebrochen. Eigentlich hättest du sie noch treffen müssen.“

Monika deutete auf die Eiche. „Die Tote hat dort hinten in einem Laubbett gelegen.“

Sie nahm ihre Kamera aus der Tasche und reichte sie ihm. Breschnow klickte sich durch die Aufnahmen, die den Körper aus unterschiedlichen Blickwinkeln zeigten. „Keine äußerlichen Verletzungen. Wie ist die Frau gestorben?“

„Es war kalt in der Nacht und sie ist ziemlich unterernährt und auch nicht mehr die Jüngste. Vielleicht war es ein natürlicher Tod, vielleicht wurde sie ermordet. Das kann ich dir jetzt noch nicht mit Gewissheit sagen.“

„Das war bestimmt kein natürliches Ableben“, widersprach Manfred, der zu ihnen getreten war und Breschnow zur Begrüßung auf die Schulter klopfte. „Schön, dass du wieder mit im Boot bist. Was ist mit deinen Haaren passiert? Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, waren sie noch schwarz.“

„Wieso denkst du, dass es kein natürlicher Tod war?“, überging Breschnow die Frage.

„Wegen des blauen Regenschirms.“

Monika zeigte ihm die Fotos.

„Der Griff wurde abgesägt, damit man ihn in die Erde rammen konnte“, fuhr der Kriminaltechniker fort. „Das hat sie bestimmt nicht selbst gemacht.“

„Es kann ihr jemand dabei geholfen haben“, widersprach Monika.

„Wenn sie sich hier zum Sterben hingelegt hat, wieso sollte sie sich die Mühe mit dem Regenschirm machen?“

„Damit ihr Gesicht nicht nass wird.“

Manfred stöhnte und sah Breschnow an. „So geht das schon den ganzen Morgen. Sie widerspricht mir ständig.“

Monika lächelte.

„Ein blauer Regenschirm?“, fragte Breschnow.

„Hellblau. Ganz normale Handelsware. Bekommt man in jedem Drogeriemarkt“, antwortete der Kriminaltechniker. „Aber was ist denn jetzt mit deinen Haaren?“

Aus den Augenwinkeln sah Breschnow in den Büschen rechts von der Eiche den Overall eines Spurensicherers aufblitzen.

„Ich bin hier draußen fertig“, sagte die Rechtsmedizinerin und griff seinen Arm. „Wie wäre es, wenn ich dich zurück ins Büro bringe? Dann kannst du mir auch gleich erzählen, wie es dir in den letzten vier Monaten ergangen ist.“

Ohne auf eine Antwort zu warten, drückte sie ihm ihren schweren Instrumentenkoffer in die Hand und schob ihn in Richtung Parkausgang.

\* \* \*

Schmitti saß vor einem silbernen Abspielgerät im Besprechungsraum.

„Was ist das?“, erkundigte sich Delego, stellte ihre übergroße Handtasche ab und setzte sich neben ihn.

„Eine Kopie vom Band der Notrufzentrale. Der Anruf ging um 5:07 Uhr heute Morgen dort ein.“

„Spiel es ab“, verlangte sie.

Schmitti drückte eine Taste. Es knisterte kurz, dann war eine weibliche Stimme zu hören. „Notrufzentrale der Berliner Polizei.“

„Hasenheide“, flüsterte eine andere Stimme.

„Möchten Sie etwas melden? Brauchen Sie Hilfe?“

„Tot. Sie ist erlöst.“

„Wer ist tot? Wo genau sind Sie?“

Ein Klicken unterbrach die Leitung. Delego bat ihren Kollegen, es erneut abzuspielen.

„Mann oder Frau?“, fragte sie.

„Mann“, antwortete Schmitti.

„Frau“, sagte Delego.

„Wieso denkst du, dass es eine Frau ist?“

„Ihre Stimme ist so leise und irgendwie sanft.“

„Männer können auch sanft reden“, stellte Schmitti klar.

„Das weiß ich. Eigentlich ist es mehr ein Gefühl.“

„Bei mir auch“, gestand der Kollege. „Ich finde die Stimme sehr androgyn. Wollen wir sie uns noch einmal anhören?“

Er startete das Gerät und drehte die Lautstärke auf. Die Stimmen füllten wieder den Raum.

„Also die Polizistin ist eindeutig eine Frau“, stellte er augenzwinkernd fest.

Delego knuffte ihn in die Seite.

„Aber bei dem Anrufer ... Es könnte eine Frau mit einer tiefen Stimme sein, aber genauso gut auch ein Mann mit einer hohen. Am besten bringe ich das Band in die Kriminaltechnik.“

„Mach das. Wir warten mit der Besprechung ohnehin, bis Breschnow kommt.“

„Er war vorhin schon hier. Habt ihr euch nicht getroffen?“, fragte Schmitti.

Delego sah ihn fragend an.

„Er wollte unbedingt zum Fundort.“

„Dann haben wir uns wohl knapp verpasst. Vielleicht fährt er gleich mit in die Rechtsmedizin.“

Schmitti griff nach dem Abspielgerät und ging zur Tür. Dort drehte er sich noch einmal um: „Leider hat das Gesichtserkennungsprogramm keinen Treffer für die Aufnahme gebracht, die du mir vorhin geschickt hast.“

„Wäre ja auch zu schön gewesen“, seufzte Delego und stellte sich an das Whiteboard. Sie zeichnete ein Rechteck, schrieb – 5:07 Uhr, anonymes Anrufer, weiblich oder männlich? – hinein. Dann malte sie einen Kreis.

– Erlöst –

Das hatte die Telefonstimme gesagt. War der Tod der alten Frau ein Akt der Gnade? Delego notierte die Frage am unteren Rand des Whiteboards und machte sich auf den Weg zu ihrem Vorgesetzten.

\* \* \*

Die Rechtsmedizinerin verstaute ihren Arbeitskoffer auf der Rückbank. Breschnow ließ sich auf den Beifahrersitz fallen.

„Ich fahre mit dir ins Institut“, sagte er. „Ich will wissen, ob die Frau ermordet wurde.“

„Ich kann dir aber nicht versprechen, dass ich sie sofort auf den Tisch kriege.“

„Ich fahre trotzdem mit.“

Monika blinkte und fädelt sich in die Autoschlange ein. „Gehe ich recht in der Annahme, dass du nicht über die Reha reden möchtest?“

Breschnow zuckte die Schultern. „Wie war dein erster Eindruck von der Toten?“

„Es würde mich nicht wundern, wenn sie sich diesen Platz selbst ausgesucht hat, um zu sterben.“

Monika hupte, als ein Fußgänger die Fahrbahn betreten wollte und schlängelte sich weiter durch den dichten Verkehr.

Eine halbe Stunde später erreichte sie das Gelände des rechtsmedizinischen Instituts in Moabit, fuhr um das Gebäude herum und parkte am Hintereingang. Der Leichenwagen war bereits in der Ladezone angekommen und entlud seine Fracht, die von einem Helfer quittiert und in das Gebäude geschoben wurde. Monika redete noch kurz mit den Bestattern, Breschnow folgte dem Helfer hinein. Der Geruch von Desinfektionsmitteln vermischt mit dem Leichengestank raubte ihm fast den Atem. Er wendete abrupt

und eilte wieder hinaus, steckte sich eine Zigarette an und stellte sich an den Aschenbecher. Monika sah zu ihm herüber. Breschnow winkte mit der Zigarette. Sie nickte und widmete sich wieder den Bestattern. Breschnow zündete sich noch eine an und inhalierte hastig. Dann ging er mit der Rechtsmedizinerin ins Gebäude und beschloss, so wenig wie möglich zu atmen.

„Wir haben Glück“, verkündete Monika mit einem Blick auf den Belegungsplan. „Für eine Stunde sind sowohl ein Tisch als auch ein Assistent frei. Die Zeit reicht zwar nicht für eine Obduktion, aber für eine gründliche erste Leichenschau.“

Sie ließ Breschnow den Vortritt in die Schleuse, wo sie die Schutzkleidung überstreifen.

„Du bist blass. Stimmt irgendwas nicht?“

„Mir ist schlecht von diesem Geruch. Habe ihn vorher nie so wahrgenommen“, brummte Breschnow.

„Das ist wahrscheinlich die Umstellung deines neurologischen Systems nach dem Entzug. Weil es jetzt nicht mehr betäubt wird, läuft dein Gehirn auf Hochtouren und registriert alles verstärkt.“

„Wird das so bleiben?“, fragte er besorgt.

„Wahrscheinlich nicht, zumindest nicht in dieser Intensität“, antwortete sie und schob ihn in den Sektionssaal.

Hier drinnen war die Luft besser. Die Lüftung arbeitete auf Hochtouren und saugte den Gestank von Blut und Fäulnis ein. Die Rechtsmedizinerin grüßte in den Raum, in dem fünf Kollegen an vier Tischen arbeiteten, und steuerte ihre Leiche an. Sie griff sich das Aufnahmegerät, nannte Tag und Uhrzeit und die anwesenden Personen. Dann schälte sie die Frau vorsichtig aus ihren Kleidern. Der Assistent tütete Jacke, Hose und Bluse einzeln ein und beschriftete jeden Beutel.

Monika griff nach einer Lupe und untersuchte die Haut, zuerst im Gesicht, dann am Dekolleté und arbeitete sich langsam an der Brust und am Bauch entlang. „Sie hat mindestens ein Kind geboren. Man hat es per Kaiserschnitt geholt.“ Sie griff die Beine, spreizte sie leicht, untersuchte die Schenkelinnenseite und endete an den Füßen. „Und sie hat einen frischen, unbehandelten Bruch. Der mittlere Zeh des rechten Fußes ist angeschwollen.“ Sie deutete auf die Ober- und Unterschenkel. „Zahlreiche blaue Flecken. Entweder ist sie oft gestürzt oder sie konnte Abstände nicht mehr gut einschätzen und hat sich an Gegenständen gestoßen.“

„Könnte sie misshandelt worden sein?“, fragte Breschnow.

Die Rechtsmedizinerin schüttelte den Kopf. „Danach sieht es nicht aus, aber ich werde mir jeden Bluterguss noch einmal genauer anschauen.“

Sie bat um ein Lineal und legte es an eines der größeren Hämatome, die der Assistent fotografierte. Dann widmete sie sich dem linken Arm und der Hand. „Da ist viel Dreck unter den Fingernägeln. Ich werde sie reinigen und sehen, ob ich fremde Hautpartikel finde.“

Sie ging um den Tisch herum, untersuchte den rechten Arm und verweilte eine Zeit lang in der Armbeuge. Breschnow neigte sich etwas vor, sah aber nur schmutzige Haut. Monika griff nach der Lupe und betrachtete die Stelle eine Weile. Dann reichte sie ihm das Vergrößerungsglas. Breschnow starrte hindurch, sah große Poren und Härchen und bemerkte einen winzigen, leicht geröteten Punkt.

„Ein Insektenstich? Oder hat sie sich etwas gespritzt?“

„Wahrscheinlich letzteres.“

„Suizid?“

„Der Einstich ist frisch. Ich werde ihr Blut toxikologisch untersuchen lassen. Das hilft mir bestimmt weiter.“

„Hat Manfred eine Spritze oder Alkoholtücher am Tatort gefunden?“

„Ich glaube nicht. Aber sie muss es ja nicht dort gemacht haben.“

„Und die Faust?“

„Lass mich bitte noch den Rest der Haut untersuchen, dann öffnen wir sie.“

Breschnow trat einen Schritt zurück und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Einer der Rechtsmediziner hob gerade den Inhalt des Bauchraums seines Toten in eine Schüssel, die er an die Waage hängte. Ein Teil des Darms baumelte über den Rand. Ein anderer startete die Knochensäge und näherte sich dem Kopf seines Schützlings. Breschnow wandte den Blick ab und konzentrierte sich wieder auf Monikas Tun.

„Ich habe keine weiteren Einstiche gefunden. Vielleicht hat sie sich zum ersten Mal ein Medikament oder Drogen gespritzt.“

„Um ihrem Leben ein Ende zu setzen?“

„Kann sein.“

„Vielleicht hat auch jemand nachgeholfen.“

„Auch das ist möglich.“

„Also weißt du noch nicht, ob sie überhaupt ein Mordfall ist.“

Monika nickte. „Und jetzt sehen wir uns mal ihre Hand an.“

Die Rechtsmedizinerin bat ihren Assistenten, die Faust etwas anzuheben, was sich wegen der ausgebildeten Totenstarre schwierig gestaltete. Sie fotografierte sie von allen Seiten. Dann griff sie ein Metallwerkzeug vom Edelstahlwagen.

„Sieht aus wie ein Brecheisen im Miniformat“, sagte Breschnow.

Monika schob das Instrument in den schmalen Spalt, bewegte es vorsichtig auf und ab und brach einen Finger nach dem anderen. Breschnow zuckte bei jedem Knacken zusammen.

„Diese Handinnenseite ist sauber“, stellte die Rechtsmedizinerin überrascht fest, „ganz anders als die linke und der Rest der Frau. Und sie ist beschrieben.“

Sie ließ sich wieder die Lupe geben. Breschnow beugte sich vor und versuchte, das Wirrwarr aus winzig kleinen Buchstaben zu entziffern.

\* \* \*

Er rannte zum Ausgang, riss die schwere Eisentür zur Anlieferzone auf und atmete tief ein. Ihm war übel, der Geruch nach menschlicher Verwesung hatte sich in seiner Nase festgesetzt. Breschnow verfluchte sein neugeborenes Nervensystem, fingerte unbeholfen eine Zigarette aus dem Päckchen und machte sich auf den Weg zur U-Bahn, um zum Präsidium zurückzufahren. Die stark befahrene vierspurige Turmstraße empfing ihn mit ohrenbetäubendem Lärm.

Die Musik der Großstadt, dachte er. So hatte seine Schwester diesen Krach immer liebevoll bezeichnet, als sie noch am Alexanderplatz wohnte. Er widerstand dem Impuls, sich die Ohren zuzuhalten und spielte mit dem Gedanken, sich einen MP3-Spieler zuzulegen und einen von diesen riesigen Kopfhörern, mit denen viele jetzt herumliefen. Aber noch erfolgversprechender wäre es, einfach wieder zu trinken. Breschnow fixierte den Kiosk auf der anderen Seite, überquerte mit großen Schritten den Damm und bedachte die zwei Männer, die saufend vor der Trinkhalle standen, mit einem neiderfüllten Blick. Einen Moment lang erwog er, sich dazustellen. Aber dann schob sich das Bild seines Sporttherapeuten aus der Reha-Klinik vor seinen Saufdruck und er eilte mit großen Schritten weiter zur U-Bahn. Auf dem Bahnsteig stand ein junger Mann, tippte in sein Smartphone und nippte immer wieder an einer Flasche Bier. Breschnow stöhnte und ging an



ihm vorbei. Sein Gehirn schien heiß zu laufen, sein Magen zog sich zusammen. Zitternd ließ er sich auf einer Wartebank nieder. Eine alte Frau mit Einkaufstrolley betrachtete ihn sorgenvoll. Bevor sie ihn ansprechen konnte, donnerte der Zug in den Bahnhof. Breschnow taumelte in den Waggon, setzte sich auf die menschenleere Sitzbank und versuchte, sich auf die Ermittlungen zu konzentrieren. Er dachte an die Worte, die er vorhin in der Hand der Toten gelesen hatte, fragte sich, ob es ihre eigenen waren, ob sie auf ihrer letzten Reise diesen Trost gebraucht hatte.

Dann blieb sein Blick an dem Fernsehbildschirm hängen. Das eingeblendete Foto zeigte einen grauen Sack auf einer Trage. Der Fotograf hatte den Augenblick eingefangen, als die Leiche abtransportiert worden war. Die Schlagzeile war reißerisch. „Hasenheide – jetzt wieder No-Go-Area?“

Breschnow schnaubte, verschränkte die Arme, streckte seine langen Beine aus und schloss die Augen.

Eine Dreiviertelstunde später verließ er den Untergrund. Er durchquerte den Chamissokiez, bog links in die Friesenstraße ein, vorbei an den Containerbüros, in denen Verkäufer Autoschilder, Versicherungen und Anmeldedienstleistungen feilboten, betrat seine Dienststelle und stoppte am ersten Büro. Schmitti saß reglos am Computer und starrte auf den Bildschirm, Delego strich eine Strähne ihrer schwarzen krausen Haare zurück und blätterte in einer Akte.

Als sie ihn sah, sprang sie auf und umarmte ihn. „Ein Glück, dass du zurück bist. Wie geht es dir?“ Sie hielt kurz inne. „Was ist mit deinen Haaren passiert?“

Breschnow seufzte. „Wieso fragt ihr mich alle nach meinen Haaren? Sie sind während der Reha auf einmal grau geworden.“

„Ich habe dich nicht gefragt“, widersprach Schmitti. „Ehrlich gesagt ist es mir gar nicht aufgefallen.“

Er stand auf und ging in den Besprechungsraum. Breschnow folgte ihm, griff sich eine Tasse und goss sich Kaffee ein.

„Ich habe gelesen, dass alle Alkoholiker das tun“, sagte Schmitti und stellte seinen Laptop auf den Tisch.

Breschnow sah ihn fragend an.

„Viel Kaffee trinken, meine ich. Hilft das?“

Der Hauptkommissar zuckte mit den Schultern. Delego strafte Schmitti mit einem tadelnden Blick.

„Ist schon okay. Wir können das Kind ruhig beim Namen nennen“, sagte Breschnow und stellte sich an das Whiteboard. „Hast du mittlerweile die Identität der Toten ermitteln können?“

Schmitti schüttelte den Kopf.

Breschnow zeigte auf den Kreis mit dem Wort – Erlöst –. Delego berichtete von dem anonymen Anruf.

„Das passt“, murmelte er und schrieb: – „... lehre mich doch, ... es ... Ende mit mir ... muss.“ –

„Was bedeutet das?“, erkundigte sich die Kommissarin.

„Das stand in der Hand der Toten geschrieben. Manche Worte waren so verwischt, dass wir sie nicht mehr lesen konnten, aber vielleicht kann die Kriminaltechnik das Rätsel lösen.“

„Oder ein Pfarrer“, schlug Delego vor.

„Wetten, dass ihr weder die Kriminaltechniker noch den Pfarrer braucht“, sagte Schmitti und bearbeitete seinen Laptop. „Das ist bestimmt aus der Bibel, irgendeiner von diesen Psalmen, mit denen mich meine Mittlere gerade so peinigt.“

„Wusste gar nicht, dass deine Tochter gläubig ist“, sagte Delego.

„Ich auch nicht, bevor sie sich zum Konfirmandenunterricht angemeldet hat. Mal abwarten, ob es der Glaube an Gott ist oder der Glaube an die Kohle, die sie bekommt, wenn sie konfirmiert wird.“ Er starrte auf den Bildschirm. „Hier habe

ich's. Psalm 39. „HERR, lehre mich doch, dass es ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss.“

\* \* \*

Jan erwachte am Nachmittag um kurz vor vier, quälte sich aus dem Bett, ging in die Küche und schaltete das Radio ein. Eine fröhliche Nachrichtensprecherin verkündete, dass es am Abend wieder regnen würde. Er suchte nach einem anderen Sender, lauschte den sphärischen Klängen eines Harfenkonzerts, drehte weiter am Regler, endete bei ‚Rocket Man‘ und sang mit, während er sich einen Kaffee kochte. Die Radiosprecherin tat kund, dass sie Elton John schon immer gerne gehört und dass man in der Hasenheide eine Leiche gefunden habe. Die Polizei bitte um sachdienliche Hinweise zur Identität der Frau unter der Nummer 110777. Danach begann eine kontroverse Diskussion über die Sicherheit in Berliner Parkanlagen.

Jan schaltete das Radio aus und dachte an Charlotte, fragte sich, ob man eine Obdachlose als vermisst melden konnte und verließ die Wohnung.

Als er durch den Torbogen auf den Hof der Obdachlosenunterkunft trat, sah er ein schwarzhaariges Mädchen unruhig hin- und hertigern. Er ging mit einem Lächeln auf sie zu, bis zwei Männer seinen Weg kreuzten. „Eh, is schon spät. Kannste nich gleich uffmachen?“

Jan sah auf die Uhr und schüttelte den Kopf. „Tut mir leid. Wir haben unsere Regeln.“ Er hörte sich an wie sein eigener Vater.

„Bist du Jan?“, fragte das Mädchen.

„Klaro is det Jan und wenn de janz nett zu ihm bist, lässt er uns vielleicht früher rinn“, sagte der Bärtige und entblöbte beim Lächeln seine schwarzen Zähne.

„Ich suche Charlotte“, erklärte das Mädchen. „Sie war heute nicht in der Hasenheide. Weißt du vielleicht, wo sie ist?“

„Verrätst du mir erst mal, wer du bist?“

„Annalisa. Charlotte ist meine Oma.“

Jan fischte den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Tür und winkte das Mädchen hinein.

„Und jetze janz lieb sin, mene Kleene“, rief ihnen der Bär-tige hinterher und kicherte heiser.

Annalisa blieb unschlüssig im Flur stehen. „Ich war schon voll oft hier. Aber immer nur bis zur Straße. Oma wollte nie, dass ich mit reinkomme. Und hier schläft sie?“

Sie linste in ein Zimmer. Bett neben Bett, dazwischen ein Nachttisch und ein Stuhl.

Jan bejahte und schob sie ins Büro. „Willst du einen Kaffee?“

Das Mädchen nickte, ließ sich auf einen der Holzstühle nieder, zog die Beine auf den Sitz und umschlang sie mit beiden Armen. „Sie hat mich abends immer nach Hause geschickt, hat gesagt, dass das hier kein guter Platz für mich ist.“

„Sei froh, dass du ein Zuhause hast. Obdachlosigkeit ist für alle scheiße“, sagte Jan, „zumindest aus meiner Sicht. Aber für die Alten ist es richtig schlimm. Sie quälen sich durch den Tag und besonders durch die Nächte, wenn sie keinen warmen Schlafplatz ergattern. Sie vertragen die Kälte und die Feuchtigkeit nicht mehr gut, haben permanent Schmerzen. Ich finde, sie sollten ihre letzten Jahre, Monate, Wochen nicht auf der Straße verbringen müssen, sondern irgendwo ein schönes Zimmer haben mit Menschen, die sich um sie kümmern. Und die Dementen erst recht. Stell dir mal vor, du irrst durch die Gegend und hast überhaupt keine Peilung mehr, wo du bist, du weißt nicht, dass du etwas zu essen oder zu trinken brauchst, kannst dich nicht um deine Wunden

kümmern, weil du nicht mehr verstehst, dass du verletzt bist“, er hielt kurz inne und sah das Mädchen an, „Tschuldigung. Kam einfach so raus.“

„Jobbst du deswegen hier? Weil du den Alten helfen willst?“

„Nicht nur den Alten“, sagte Jan. „Den anderen auch. So eine Schlafmöglichkeit ist immerhin besser als gar nichts. Aber die Stadt müsste noch viel mehr für ihre Obdachlosen tun.“

„Ich hab davon keine Ahnung“, sagte Annalisa. „Meine Oma ist die einzige Obdachlose, die ich kenne.“

„Charlotte kam nur hierher, wenn es kalt wurde. Aber dann eigentlich regelmäßig. Weißt du, wo sie im Sommer war?“

„Da fand sie es cooler, draußen zu sein. Oma und ich waren dann den ganzen Tag in der Hasenheide und manchmal habe ich auch mit ihr dort gepennt. War wie Ferien. Meiner Mutter habe ich gesagt, ich schlafe bei einer Freundin.“ Ihr Gesicht verfinsterte sich. „Aber seit sie diese Tusse im Schlepptau hat, macht sie immer weniger mit mir.“

„Meinst du die dünne Frau, die nie spricht?“

Annalisa nickte.

Jan goss Wasser in die Maschine, füllte Pulver auf und stellte sie an. „Ich muss mir die Zimmer ansehen, bevor ich die Leute reinlasse. Willst du hier warten oder mitkommen?“

Das Mädchen überlegte kurz und stand auf. Schweigend folgte sie Jan durch den langen Flur.

„Ich fange immer hinten an“, erklärte er. „Und wenn ich durch bin, gibt’s eine Tasse Kaffee und danach schließe ich auf.“

Er betrat den Frauenraum, inspizierte die Betten und den Boden und verließ ihn zufrieden. Auch die anderen Schlafplätze genügten seinen Anforderungen.

„Warum guckst du dir alles so genau an?“, fragte Annalisa.

„Wir hatten mal einen Putzdienst, der hat einfach die Betten nicht desinfiziert und frisch bezogen. Das muss man aber

jeden Tag machen. Wegen dem Ungeziefer. Und die Waschräume waren auch nicht sauber.“

Er öffnete die Tür zur Nasszelle und besah sich die Pissoirs, die Kabinen und die Waschbecken. Annalisa kontrollierte den Frauenwaschraum und rief ihm zu. „Hier ist alles clean.“

Danach gingen sie zurück ins Büro. Jan schenkte Kaffee ein und hielt dem Mädchen die Tasse hin. „Weißt du, warum Charlotte auf der Straße lebt?“

„Weil Werner gestorben ist.“

„Ihr Mann?“

Sie bejahte.

„Wann war das?“

Annalisa dachte nach. „Vor einem Jahr ungefähr. Meine Mutter behauptet, dass Charlotte danach bekloppt geworden ist.“ Sie betrachtete Jan ernst. „Aber Oma ist nicht verrückt.“

„Das glaube ich auch nicht“, gab Jan ihr recht.

Annalisa zwirbelte eine Haarsträhne durch die Finger. „In den ersten Wochen, nachdem Werner nicht mehr da war, war Oma immer nur tagsüber draußen. Meistens im Park. Ich hab sie manchmal begleitet. Aber zum Pennen ist sie immer zurück in die Wohnung. Aber dann war sie auf einmal weg. Ich hab sie gesucht wie blöd und es hat irre lang gedauert, bis ich sie endlich gefunden hatte. Sie hat sich im Park ein Lager gebaut, gut geschützt unter Bäumen, da wo der Hügel ist.“

„Findest du auch, dass sie in letzter Zeit etwas vergesslich geworden ist?“, fragte Jan vorsichtig.

Annalisa trank einen Schluck und nickte. „Irgendwie war sie schon manchmal ein bisschen wirr. Aber erst seit ein paar Monaten. Glaubst du, ihr ist was passiert?“

Jan zuckte mit den Schultern und sah auf die Uhr. „Ich muss jetzt die Leute reinlassen, aber du kannst leider nicht hier drinbleiben.“

Annalisa erhob sich langsam und ging mit ihm zur Tür.

„Ich warte einfach draußen. Vielleicht kommt sie ja heute Abend.“

\* \* \*

Nachdem alle Besucher für die Nacht aufgenommen worden waren und Martha und Hilde wie versprochen auf den Alten aufgepasst und ihn wieder mit hergebracht hatten, fehlten Charlotte und ihre Freundin immer noch. Jan griff seine Zigaretten und ging hinaus auf den Hof. Annalisa stand noch immer vor dem Eingang.

„Das ist alles meine Schuld“, schluchzte sie. „Ich hätte besser auf sie aufpassen müssen. Aber ich hatte diesen blöden Test in der Schule und konnte nicht schon wieder schwänzen.“

„Vielleicht kommt sie ja noch“, versuchte Jan ihr Mut zu machen, legte zögernd einen Arm um ihre Schulter und strich ihr tröstend über die Haare.

„Janz lieb sein“, rief ein Übernachtungsgast, der in der Tür lehnte. „De Kleene weent. Willst se wohl verlassen?“ Er lachte und verschwand wieder im Inneren.

Jan ließ das Mädchen los, fischte ein sauberes Taschentuch aus seiner Hosentasche und hielt es ihr hin.

Annalisa lächelte bemüht. Dann nahm sie den Rucksack vom Rücken und zog eine Discounterplastiktüte heraus. „Hab heute für Oma eingekauft. Kannst du ihr das geben, falls sie noch kommt? Ich muss jetzt echt los.“

Jan öffnete die Tüte und linste hinein. „Ich stell die Sachen für sie in den Kühlschrank. Und wenn sie heute nicht auftaucht?“

„Dann gibs einfach weiter.“ Annalisa schnorrte sich eine Zigarette bei ihm und ließ sich Feuer geben. „Ich geh jetzt zu den Bullen.“

„Warte mal. Mir fällt gerade ein, dass wir mal einen Willy

hatten, der eine Zeit lang ziemlich regelmäßig hier übernachtet hat. Der war mit einem Polizisten befreundet. Kann ja nicht schaden, wenn man auf offene Ohren trifft. Ich glaube, ich hab die Telefonnummer im Büro“, sagte Jan und verschwand im Haus.

Annalisa nickte und schulterte ihren Rucksack. Jemand schlug ihr auf die Schulter. Erschrocken drehte sie sich um. Ein junger Mann deutete auf ihre Zigarette, führte seinen Zeige- und Mittelfinger an die Lippen und zog geräuschvoll die Luft ein.

Sie schüttelte den Kopf. „Sorry. Ich hab keine Kippen. Die hier hab ich mir selbst geschnorrt.“

Der Mann spuckte auf den Boden, fluchte in einer Sprache, die sie nicht verstand und schwankte davon, als Jan mit einer verknitterten Visitenkarte zurückkehrte.

Annalisa betrachtete die Adresse. „Friesenstraße? Ist das nicht dieser megascheußliche Backsteinbau?“

Jan lächelte. „Ich mag die alte Polizeikaserne. Der Haupteingang liegt am Columbiadamm. Zu Fuß vielleicht zwanzig Minuten von hier, wenn du durch den Park gehst. Aber jetzt wird dort niemand mehr sein. Am besten, du rufst morgen an.“

Sie drehte die Karte um. „Hauptkommissar Breschnow.“

„Willy sagt, der ist okay. Hat keine Vorurteile und hört zu.“

Laute Stimmen drangen durch die geöffnete Tür. Eine Frau schrie durchdringend.

„Ich muss jetzt rein. Lass von dir hören.“

Annalisa versprach sich zu melden, überquerte gedankenverloren die Straße und tauchte in die Hasenheide ein. Der breite Weg war nur spärlich beleuchtet, das Gestrüpp rechts und links lag im Dunkel. Sie fragte sich, wie alt Jan wohl war, vier, fünf Jahre älter als sie? Wahrscheinlich über zwanzig. Sie würde bald sechzehn werden.

Ein junger Mann sprang auf den Weg, grinste anzüglich



und deutete mit dem Daumen auf die Büsche hinter ihm. „Du Sex, ich Drogen.“

Das Mädchen kniff die Augen zusammen, beugte den Oberkörper leicht vor, rammte den Mann und sprintete los. Außer Atem erreichte sie den Columbiadamm und war froh, den dunklen Park hinter sich gelassen zu haben. Sie hielt sich rechts und ging an der Sportanlage vorbei, mit der ihre Mutter sie immer nervte, bloß, weil sie ein paar Kilos zu viel hatte.

Kurz vor der Golßener Straße stoppte ein roter BMW schräg vor ihr. Ein Mann sprang heraus. Annalisa drehte sich blitzschnell um, rannte los. Die Schritte hinter ihr kamen näher. Sie war nicht schnell genug. Eine Hand packte ihren Oberarm. Sie biss ihrem Angreifer in den Finger. Der Mann schrie auf, ließ sie aber nicht los und packte ihre Schulter. Annalisa trat nach ihm, verfehlte aber sein Bein. Der Mann gab ihr eine Ohrfeige, zerrte sie in Richtung Wagen, riss die Beifahrertür auf und drückte sie auf den Sitz. Die Hand zur Faust geballt, ermahnte er sie, jeden Fluchtversuch zu unterlassen, umrundete eilig das Fahrzeug, stieg ein und raste davon.

\* \* \*

Es hatte wieder angefangen zu nieseln, was es zusätzlich erschwerte, in der Dämmerung etwas zu erkennen. Auf der Suche nach einem Parkplatz kurvte Delego bereits zum dritten Mal die Schillerpromenade hoch. Vor ihr parkte ein schwarzer SUV aus. Sie gab Gas und setzte den Blinker.

„Woher wusste die Diensthabende von der Notrufzentrale eigentlich, wo die Tote liegt?“, fragte Breschnow.

„Das wusste sie nicht. Die Polizisten, die sie dorthin geschickt hat, haben einen zweiten Streifenwagen angefordert und den Park abgefahren. Aber gefunden hat die Leiche ein

Spaziergänger.“ Sie deutete auf das Haus schräg vor ihnen. „Und genau den werden wir jetzt befragen. Sein Hund war nicht angeleint und hat angeschlagen.“

„Hat das Tier Schaden angerichtet?“

Delego schüttelte den Kopf. „Das Vieh hat sich einfach danebengesetzt und gebellt.“

„Brav“, sagte Breschnow und machte Anstalten auszusteigen.

Delego hielt ihn am Ärmel fest. „Willich hat mir die Ermittlungsleitung für diesen Fall übertragen. Kannst du damit leben?“

„Wieso fragst du? Natürlich kann ich das. Du bist eine gute Polizistin, Delego.“

„Was hältst du eigentlich vom Hamburger Modell?“

„Was ist das?“, fragte Breschnow.

„Ein Wiedereinstieg ins Berufsleben in Raten. Man fängt mit zwanzig Stunden im Monat an und steigert sich langsam.“

Breschnow sah sie entgeistert an. Dann lachte er.

Delego hob beschwichtigend die Hände. „War mir schon klar, dass du das nicht willst“, sagte sie und stieg aus.

Breschnow folgte ihr, ging mit großen Schritten auf das Eckhaus zu und klingelte. Im Hochparterre erwartete sie ein hagerer Mann in den Dreißigern. Er führte sie in seinen frisch renovierten Flur. Der Geruch der Dispersionsfarbe raubte Breschnow fast den Atem. Er hastete in den Wohnraum und riss ein Fenster auf. Der Mann musterte ihn befremdet, sein Mops auf dem roten Sofa knurrte.

„Sie müssen entschuldigen. Er hat eine Farballergie“, erklärte Delego und wies sich aus.

Der Mann deutete auf einen halbrunden Sessel und bat sie, sich zu setzen. Dann nahm er neben seinem Hund Platz, der ihm sofort die Hand leckte.

„Ich weiß, dass Sie bereits vor Ort mit den Polizisten geredet haben. Aber für unsere Ermittlungen ist es wichtig, noch

einmal persönlich von Ihnen zu hören, wie Sie die tote Frau gefunden haben.“

„Ich habe sie nicht gefunden“, widersprach der Mann.

Die Kommissare wechselten einen Blick.

„Aber Sie waren doch dort, oder?“, vergewisserte sich Delego.

„Ja, mit meiner Kira hier. Sie hat die Frau gefunden.“

Die Genannte bellte einmal zur Bestätigung. Breschnow verdrehte die Augen.

Der Mann lehnte sich zurück, legte die rechte Hand auf den Kopf seines Tieres. „Wir gehen jeden Morgen zusammen in die Hasenheide. Ist doch schöner als dieser Grünstreifen hier bei uns. Kira liebt den Park. Wir gehen also über die Straße und dann nach links und plötzlich rennt Kira los. Das macht sie sonst nie. Und auf einmal bleibt sie unter einem großen Baum stehen und bellt.“

„Und was haben Sie gemacht, nachdem Ihr Hund angeschlagen hat?“, fragte Delego.

„Ich bin schnell hin zu meiner Kira, um zu sehen, was sie entdeckt hat. Da sah ich die Frau, dachte, dass sie schläft. Gibt ja viele Obdachlose mittlerweile.“ Er hielt kurz inne. „Aber über den Schirm habe ich mich schon gewundert. Und dann waren ihre Kollegen schon da.“

„Haben Sie sich die Frau angesehen?“

Der Zeuge nickte.

Breschnow löste sich vom Fenster. „Und bestimmt auch das Foto gemacht, das derzeit im Netz kursiert.“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Das wurde an mich weitergeleitet. Über die sozialen Medien. Ich dachte nicht, dass sie tot ist. Und das mit dem Schirm sah schon interessant aus. Da habe ich es auch weitergeleitet.“

„Und wer hat Ihnen das Foto geschickt?“

„Keine Ahnung. Ich habe viele Freunde. Und die meisten kennt man doch gar nicht.“

Delego seufzte. „Das ist schade. Wann genau haben Sie die Frau gefunden?“

„So gegen halb sechs, vielleicht auch noch ein bisschen früher.“

„Ist Ihnen sonst noch irgendwas aufgefallen? Waren andere Menschen im Park oder in der Nähe?“

„Ich erinnere mich an niemanden, aber um die Zeit schlafe ich ja auch noch halb.“ Er betrachtete wieder seinen Mops. „Aber meine Kleine muss ja raus, bevor ich zur Arbeit gehe.“

Delego zog ein elektronisches Fingerabdruckpad aus ihrer Riesentasche und stellte es vor den Zeugen auf den Tisch. Dann legte sie ein eingeschweißtes Röhrchen daneben. „Für den Fall, dass Sie die Tote doch berührt haben oder zu nah herangegangen sind, wäre es hilfreich, Ihre Fingerabdrücke und Ihren Speichel zu haben, damit wir Sie bei der forensischen Untersuchung separieren können.“

„Eigentlich will ich damit nichts zu tun haben. Muss ich das wirklich machen?“

Breschnow trat näher und schenkte ihm sein freundlichstes Lächeln. „Fotos von Verletzten oder Toten ins Netz zu stellen, ist mittlerweile eine Straftat.“

„Aber ich habe sie doch gar nicht fotografiert.“

„Aber das Bild weiterverbreitet“, sagte Delego.

„Also wenn Sie sich die Gerichtskosten und einen Anwalt ersparen wollen ...“, fuhr Breschnow fort und deutete auf das Pad.

Widerstrebend legte der Zeuge seine Finger auf die Glascheibe und ließ seine Abdrücke einscannen. Danach entnahm ihm Delego eine Speichelprobe.

„Außerdem brauchen wir noch Ihren Social-Media-Zugang, um zu sehen, wer Ihnen die Aufnahme geschickt und wer auf Ihr Weiterleiten reagiert hat“, sagte Delego.

„Das fällt unter den Datenschutz“, protestierte der Mann.

Der Hauptkommissar beugte sich etwas zu ihm herunter. „Damit meinen Sie wahrscheinlich nur Ihre Privatsphäre, oder? Tausend Augen können die Leiche jetzt anstarren. Und vielleicht erfährt auch die Familie auf diesem Weg von ihrer toten Freundin, Schwester, Tante oder Mutter. Wie wäre das für Sie, wenn Sie morgen auf Ihr Handy schauen und ein Bild von einem verstorbenen Verwandten fänden?“

„Das habe ich wirklich nicht gewollt.“

„Dann helfen Sie uns“, bat Delego und hielt ihm einen Kugelschreiber hin.

Der Mann nickte und notierte seine Zugangsdaten.

Breschnow richtete sich auf, zog eine verknitterte Visitenkarte aus der Hosentasche und legte sie auf den Tisch. Der Zeuge lehnte sich zurück. Sein Hund legte den Kopf schief und winselte leise.

\* \* \*

### 3

Jan streckte sich auf dem Schreibtischstuhl, gähnte und beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sich die Tür öffnete. Eine Frau betrat das Büro.

„Guten Morgen, Jan. Du siehst müde aus. Schlimme Nacht gehabt?“, erkundigte sich die Krankenschwester.

Jan erwiderte ihren Gruß und ergänzte: „Es war sehr unruhig, Anni. Ständig war jemand auf dem Gang oder im Büro, um sich eine Zigarette zu schnorren. Das hat dann wieder die anderen geweckt und so weiter. Keine Ahnung, warum alle so nervös waren. Vollmond vielleicht?“

„Kann sein. Meine Mutter war auch so rastlos“, sagte Annette Riesing.

Jan sah sie fragend an.

„Sie macht mir ernsthaft Sorgen.“

„Was ist denn mit ihr?“

„Sie ist dement und es wird immer schlimmer ... Ach, ich will dich damit nicht behelligen.“

„Komm schon. Red dir den Kummer von der Seele.“ Jan stand auf und schenkte seiner ehrenamtlichen Kollegin eine Tasse Kaffee ein. Anni setzte sich zu ihm an den Tisch und gab sich einen Ruck.

„Manchmal hat meine Mutter gute Tage. Dann kann sie sich einigermaßen im Haus orientieren, räumt stundenlang Sachen von A nach B und lacht viel. Aber dann wieder weint sie ununterbrochen und ich kann sie nicht trösten. Ich fühle mich so hilflos.“

Die Krankenschwester trank einen Schluck Kaffee und

beugte sich zu Jan vor. „Manchmal wünsche ich mir, ich könnte sie erlösen.“

„Dann tu es doch!“, sagte Zofia.

Anni zuckte zusammen.

Jan drehte sich zu seiner Kollegin um. „Ist das jetzt deine neue Masche, dich anzuschleichen und andere Leute zu belauschen?“

Zofia lachte ihr heiseres Lachen und trat näher heran. „Mal ehrlich. Ist doch scheiße so dement und Anni ist Krankenschwester. Ein paar Tabletten, eine Spritze, was weiß ich. Und schon müsste die arme alte Frau nicht mehr leiden.“ Zofia fingerte einen Teebeutel aus der Verpackung, goss heißes Wasser darauf und ging wieder hinaus.

Jan schüttelte den Kopf. „Sie sagt immer genau das, was sie gerade denkt. Manchmal ist das ganz schön daneben.“

Es rumpelte auf dem Flur, dann fluchte jemand vernehmlich und etwas schlug gegen die Wand. Jan sprang auf und eilte hinaus.

Anni öffnete den Krankenordner, der vor ihr auf dem Tisch lag und betrachtete die Liste. In diesem Monat hatte es vier Schnittverletzungen und einen Tritt in die Nieren gegeben. Dazu noch einen gebrochenen Arm, der im Krankenhaus weiter behandelt werden musste, sechs Exzeme, fünf Prelungen und zwei Magen-Darm-Infekte. Jan führte genau Buch. Hinter jeder Krankheit hatte er die Zeit, die sie für den Patienten benötigt hatte, notiert. Er hoffte noch immer, dass die Geschäftsführung einer Aufwandsentschädigung für ihre ehrenamtliche Arbeit zustimmte.

Anni war das Geld egal, auch wenn sie es gut gebrauchen konnte. Sie kam gerne hierher. Manchmal war es zwar etwas stressig, sich die Zeit zwischen ihren Jobs und der Betreuung ihrer Mutter freizuschaukeln, aber es fühlte sich gut an, den Ärmsten der Armen helfen zu können. Außerdem schätzte

sie Jan und seinen Einsatz. Er hatte die Nachtgäste im Griff, achtete auf die Regeln und war dabei immer freundlich und wertschätzend. Das war nicht selbstverständlich in den Unterkünften.

Anni zog ein Protokoll aus dem Ordner und überflog es. Jan kehrte mit einem kleinen eingeschweißten Kuchen zurück und stellte ihn vor sie auf den Tisch.

„Gratuliere! Du hast heute Jubiläum. Du bist jetzt zwei Jahre bei uns. Und wenn es nach mir geht, bleibst du bis in alle Ewigkeit.“

Anni lächelte und errötete leicht. „Das ist aber lieb von dir. Vielen Dank.“

Der junge Mann kramte ein Messer aus der Schreibtischschublade, schnitt die Folie auf und das Küchlein in Scheiben. Dann schenkte er ihnen noch einmal Kaffee nach. „Martha und Hilde haben sich wieder gestritten. Hilde hat eine böse Schramme im Gesicht.“

„Von Fingernägeln?“

„Ja, von besonders schmutzigen Fingernägeln. Und vielleicht kannst du gleich auch mal nach dem Alten sehen. Der wird immer weniger.“

„Und sein Kopf?“

„Er ist ziemlich desorientiert. Martha und Hilde passen auf ihn auf. Aber ewig werden sie das nicht mehr machen.“

„Du solltest das deinem Chef melden.“

Jan seufzte. „Ich befürchte, dass sich dann das Amt einmischte und dann sperren sie den Alten bestimmt weg – und das hält er nicht lange aus. Du weißt, wie sehr er seine Unabhängigkeit braucht. Und Charlotte macht mir auch Sorgen.“

Anni griff sich ein zweites Stück Kuchen und biss davon ab. „Charlotte? Die alte Dame, die immer so freundlich lächelt und sich bedankt, wenn man nett zu ihr ist?“ Sie schob sich den Rest in den Mund und erhob sich.



„Genau die. Sie ist seit zwei Tagen nicht mehr hier gewesen.“

„Mach dir ihretwegen keine Sorgen. Der geht es bestimmt gut. Und was ist mit der Stummen?“

„Die war auch nicht hier, kam ja immer im Schlepptau von Charlotte.“

Anni leerte ihre Tasse, bedankte sich noch einmal und stand auf. „Ich schau jetzt erst einmal nach unserem Traum-paar.“

\* \* \*

„Seht euch das an!“, rief Schmitti und deutete auf seinen Bildschirm. Delego stellte sich hinter ihn, Breschnow lehnte im Türrahmen.

„HERR, lehre mich doch, dass es ein Ende haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss“, las Delego vor.

„Das ist der Text aus der Hand des Opfers“, brummte Breschnow und stellte sich neben sie.

„Hier. Es geht noch weiter“, sagte Schmitti. „Ich bin erlöst und bei den Engeln. Lasst mich in Frieden ruhen.“

Breschnow beugte sich vor und starrte auf die zwei betenden Hände und den weißen Vogel, die neben dem Text platziert worden waren.

„Das ist heute Morgen um 6:10 Uhr gepostet worden von einem User, der sich ‚Friedensengel‘ nennt. Meine Tochter hat es entdeckt. Die ist ja ständig im Netz, hat tausend Freunde. Scheint eine Art Wettkampf zwischen den Mädels zu sein. Ich habe es gleich hochgegeben, aber die Technik hat keine verfolgbare Adresse dazu gefunden.“ Schmitti ließ die Finger über die Tasten gleiten und vergrößerte den Post.

„Was heißt keine verfolgbare Adresse?“, fragte Breschnow.

„Der ‚Friedensengel‘ hat durch ein Antiverfolgungspro-

gramm seine Computeradresse unsichtbar gemacht und sich einen Benutzernamen, ein Geburtsdatum und eine Vita ausgedacht.“

„Wird das nicht vom Anbieter kontrolliert?“

Schmitti lachte laut auf. „Du bist wirklich von vorgestern. Denkst du, die im Silicon Valley verlangen Ausweise von ihren Usern?“

„Ich bin erlöst ... Lasst mich in Frieden ruhen“, schnaubte Delego. „Bildet sich der Kerl wirklich ein, dass wir jetzt aufhören zu ermitteln?“

Schmittis Computer verkündete eine Aktion auf der Seite des Hundebesitzers aus der Schillerpromenade. Jemand hatte das Foto der Toten kommentiert.

Die Kommissarin beugte sich zum Monitor vor und las: „Cooler Schirm. Wo gibt es den in diesem geilten Blau zu kaufen?“

„Sehen die denn nicht, dass die Frau tot ist?“, fragte Breschnow.

„In der digitalen Welt sind Realität und Fiktion oft schwer zu unterscheiden“, belehrte ihn Schmitti. „Das Foto könnte genauso gut nachbearbeitet worden sein und die Frau quietschlebig.“

Breschnow verließ das Büro, eilte in seines und steckte sich eine Zigarette an. Manchmal verstand er die Welt nicht mehr und nüchtern war sie noch schwerer zu ertragen. Sehnsüchtig starrte er auf sein früheres Alkoholversteck. Es war einfach gewesen, die Flasche hinter den Aktenordnern hervorzuholen und zu trinken, das Unverständliche einfach zu ersäufen. Er fragte sich, wie er in Zukunft den Arbeitsalltag überstehen sollte. Die Gerüche in der Rechtsmedizin, die lauten Menschen in der U-Bahn, die Anforderungen an sein kriminalistisches Gehirn, eins und eins zusammenzuzählen ... Einer krankhaften Verbrecherlogik